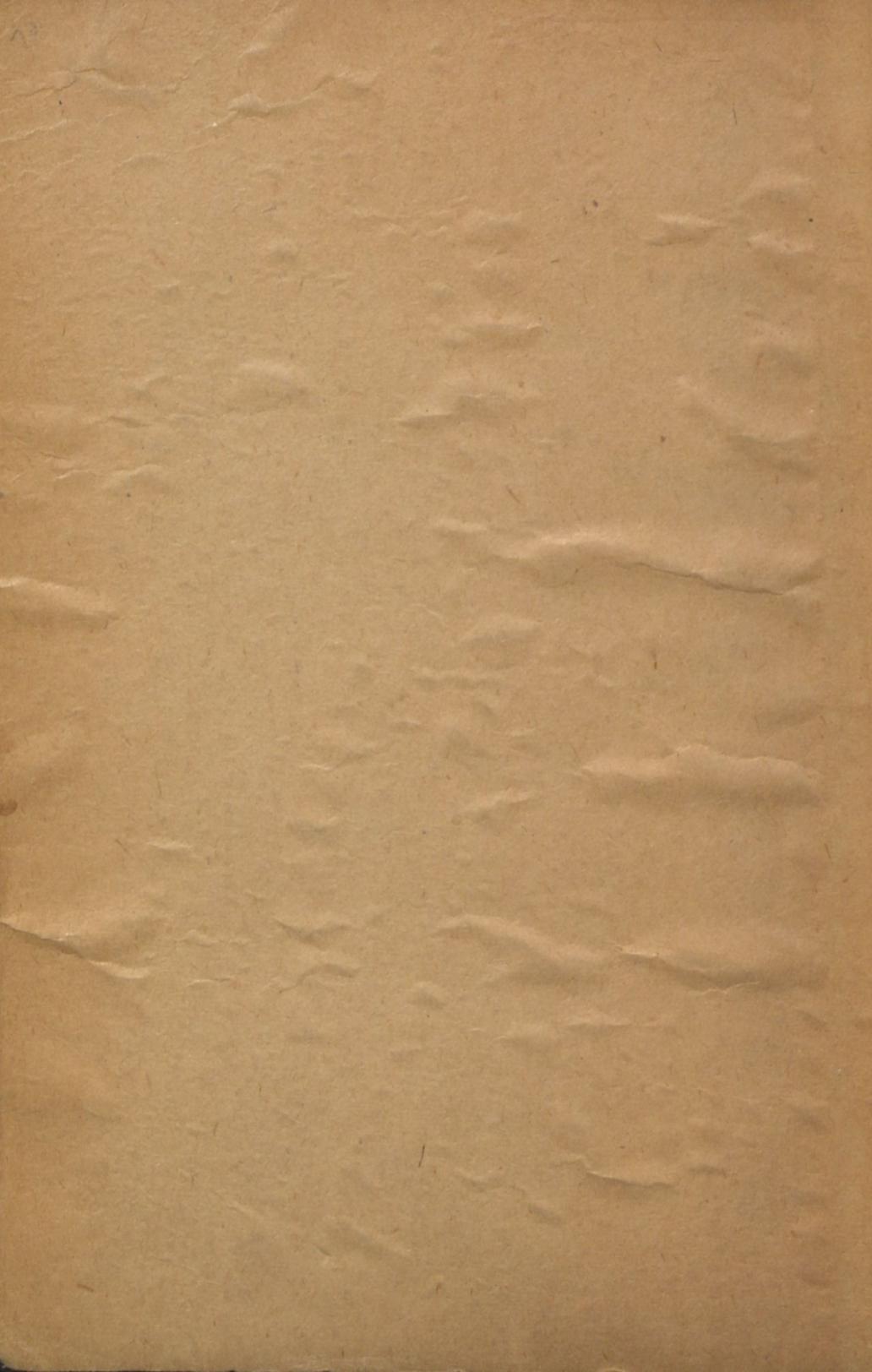


Universitätsbibliothek Wien

I

449.817





I

449817

V

I

449.817



Gerch - - -



Ueber Grillparzers menschliche Beziehungen.*)

Vortrag, gehalten in der Festigung der Gesellschaft für Theater-
geschichte im Königl. Schauspielhause zu Berlin am 29. April 1906,
von August Sauer.

Unsere großen Dichter und Künstler sind unsere Heiligen. Nicht nur ihre Werke sind uns kostbar, ihr Leben selbst ist uns teuer, ihre Gestalten geleiten uns durchs Dasein, ihre Züge schweben uns immer vor Augen. Wir gehen den Spuren ihrer Wirksamkeit mit leidenschaftlichem Eifer nach. Die Legende schlingt sich um ihre Existenz, der Mythos bemächtigt sich ihrer, sie sind die wahren deutschen Helden, die Helden des inneren Lebens. Neben ihren Werken, den edeln Vermächtnissen an ihr Volk, stehen sie selbst als treue Hüter unseres Volkstums. In ihren künstlerischen Schöpfungen enthüllt sich uns ihr menschlicher Charakter, aus jeder Zeile, die sie geschrieben, spricht ihr eigenes Selbst. Denn nur die erlebte und durchlebte Dichtung bleibt lebendig. Die Virtuosen, die Nachahmer, die Anempfinder, die bloßen Formenkünstler, die Aestheten, sie gehen unter. Nur aus der verzehrenden Lebensglut steigen die Werke auf, die die Jahrhunderte überdauern. Leben und Dichten unserer großen Genien ist für die Forschung untrennbar.

*) Auf Grundlage der ersten zwei Bände des Werkes: „Grillparzers Gespräche- und die Charakteristiken seiner Persönlichkeit durch die Zeitgenossen“. Gesammelt und herausgegeben von August Sauer (Schriften des Literarischen Vereins in Wien, Band 1 und 3). Wien 1904/05.

Das Problem, die verwickelte Künstlerindividualität des größten österreichischen Dichters neuerer Zeiten zu erfassen, ist in dem Menschenalter, das seit seinem Hinscheiden verflossen ist, oft zu lösen versucht worden, und eine im ganzen richtige Gesamtcharakteristik ist ins allgemeine Bewußtsein übergegangen, so daß eine Darstellung auf neuer Grundlage kaum eine Notwendigkeit ist, am wenigsten in diesem Kreise der Wissenden. Eine gewisse Einseitigkeit darf man diesen verbreiteten Darstellungen allerdings zum Vorwurfe machen. Von einem einzigen Punkt aus sucht man diese Welt aus den Angeln zu heben. Die einen gefallen sich in heftigen Anklagen gegen das vormärzliche Oesterreich, dessen Geistesdruck die gewaltigen Anlagen des Dichters niedergehalten, dessen Zensur ihn erdrückt, dessen Engherzigkeit und Denunziantentum ihn erstickt, dessen Dumpfheit seine Schaffensfreude und Lebenslust herabgestimmt habe zur müden Resignation eines gefesselten Titanen, und sie rufen den Dichter selbst zum Kronzeugen auf. Die andern leiten das ganze Verhängnis seines Daseins, die Entschlußlosigkeit des hypochondrischen Grüblers, die Tragödie seiner Willenlosigkeit, ausschließlich aus dem unglücklichen Erbe seiner Familie ab. Die politischen Fanatiker, die das alte Oesterreich so gerne schwarz in schwarz malen, übersehen es, daß nur in jener unpolitischen Atmosphäre, in jener Ruhe und Stille, in jener Selbstgenügsamkeit und Harmlosigkeit jene sinnliche und sinnige Hingabe an die Freuden des Lebens gedeihen konnte, aus der die altösterreichische Kultur erwuchs, wie sie in Grillparzer und Raimund, in Bauernfeld und Schubert, in Schwind und Waldmüller ihre schönste Blüte erlebte, und wie man sie in der Jahrhundertausstellung jetzt so vortrefflich studieren kann. Den Fanatikern der Vererbung muß man zugeben, daß in Grillparzers Familie bis ins dritte Glied der Wahnsinn und der Selbstmord seine Opfer forderte. Die Mutter machte in einem Anfall von religiösem Wahnsinn ihrem Leben ein Ende. Der jüngste Bruder ertränkte sich in der Donau und gab seine unglückliche Charakteranlage als Grund dafür an. Ein anderer Bruder klagte sich in Sinnesverwirrung fälschlich eines Mordes an. Jugendliche Bekenntnisse des Dichters berichten vom Hang zur Lüge. Ringen mußte er mit allen Dämonen seines Innern. Hart am Abgrunde des Selbstmordes setzte auch er auf schmalen Steig

hinweg. Nur zu oft gemahnt er uns an sein norddeutsches Gegenbild Heinrich von Kleist. Daß er aber aus dem Gefühl der Verantwortlichkeit, aus Scheu vor einer gleichfalls belasteten Nachkommenschaft sein Ehglück geopfert habe, müssen wir ins Reich des Märchens verweisen.

Andere blicken von der Höhe des Uebergesunden und Normalen mitleidig auf den zaudernden Träumer herab, der es nie über sich brachte, die Bande, die ihn ans Vaterland schmiedeten, zu sprengen, der nie die Fesseln, die ihn an die Familie ketteten, zu zerreißen die Kraft hatte; unbekümmert darum, daß sie ihre eigenen Lieblinge damit preisgeben; unbekümmert darum, daß diese tatenscheuen Dichter, wie Mörike und Grillparzer, niemals ihre dichterischen Taten geschlagen hätten, wenn sie weniger am Leben gelitten, wenn sie dem Lebenskampfe besser gewachsen gewesen wären. Wieder andere rufen nach dem Arzt, dem man heute bei der Erfassung der Grundlagen einer Persönlichkeit — vielleicht nicht mit Unrecht — das erste und das letzte Wort gönnt. In einer langen Reihe von Selbstbeobachtungen hat uns der Dichter reiches Material zu einer solchen Konsultation an die Hand gegeben. Er hat uns sein ungemein lebendiges Traumleben, die oft hellseherischen Momente seiner Erregung, den raschen Wechsel von Ueberreizung und Erschlaffung, die Zustände während der dichterischen Produktion genau geschildert. Er hat in geheimen Tagebuchaufzeichnungen selbst gesagt: Wenn er je dazu kommen sollte — was er aber nie tun werde — die Geschichte der Folge seiner inneren Zustände niederzuschreiben, so würde man glauben, die Krankheitsgeschichte eines Wahnsinnigen zu lesen. Das Unzusammenhängende, Widersprechende, Launenhafte, Stoßweise darin übersteige alle Vorstellung. „Heute Eis, morgen Feuer und Flammen. Jetzt geistig und physisch ohnmächtig, gleich darauf überfließend, unbegrenzt.“ Die seltenen Stunden seiner Inspiration wurden abgelöst durch weite Strecken öder Untätigkeit. Manches deutet darauf hin, daß Grillparzer ein Periodiker gewesen sei, wie Möbius dies für Goethe nachgewiesen hat. Er müsse sich zur Dichtung zwingen — schreibt er 1826 im Tagebuch —, denn tue er's nicht, so laufe er Gefahr, wie es schon einmal der Fall gewesen, wieder sieben Jahre (wie von seinem 18. bis zu seinem 25. Jahre) ohne die geringste poetische Tätigkeit

zuzubringen. Leider hat sich bisher keine medizinische Autorität mit Grillparzers Seelenleben beschäftigt. Wohl aber hat man alle Erfordernisse eines Dichters aus der abgetanen fin de siècle-Zeit auf ihn übertragen zu müssen geglaubt und das Epos seines Lebens in Verkennung und Verzerrung der wirklichen Vorgänge zum schauerhaften Inferno umgedichtet, ohne zu ahnen, wie weich das Glück seiner mittleren Jahre den Liebling der Wiener Frauen in die Arme genommen, wie ihn deren Gunst und Huld umschmeichelte und umschmiegte, ohne zu ermessen, wie wenig Heros selige Hingabe von ihrer bezaubernden Fülle verliert, weil der Tod im Hintergrunde dräut.

Der Hauptvorwurf, den man fast allen Darstellungen von Grillparzers Leben machen muß, ist aber der, daß sie auf einem verhältnismäßig geringen Material sich aufbauen und wichtige Quellen außer acht lassen. Grillparzers Selbstbiographie ist weit davon entfernt, ein Werk wie „Dichtung und Wahrheit“ zu sein. Schroff weist es der Dichter darin ab, über die wichtigsten Vorgänge seines Lebens Auskunft zu geben; denn wenn er auch Herr seiner eigenen Geheimnisse sei, sei er es doch nicht über die anderer. Kein Gretchen, keine Friederike treten uns aus der Idylle seines Jugendlebens plastisch entgegen; nirgends zeichnet er uns das Bild seiner Lili, und wäre es auch nur mit den späten und matten Zügen der Greisenhand. Die nur lückenhaft erhaltenen Tagebücher, so viele Rätsel sie lösen, so viele neue geben sie uns auf. Darf man die Selbstbeschuldigungen des hypochondrischen Grüblers der Inquisition des Untersuchungsrichters aussetzen? Uebertreibt er nicht? Er, der überall mit der Phantasie warb, um dann sofort vom Verstand ernüchtert zu werden; er, der sich gerne selbst quälte, wie es seine Mutter getan, der die Verbrechen seines Herzens durch Buße sühnte, wie sein Jason nach Medeas grausamem Schlußwort: Trage! Dulde! Büße!

Sein spärlich fließender, auch noch nicht in unentbehrlicher Vollständigkeit zusammengebrachter Briefwechsel versagt gleichfalls in vieler Hinsicht. Es wohnte ihm eine Scheu vor brieflichen Bekenntnissen inne, die er selten, und in späteren Jahren fast nie, überwand. Gerade den Freunden oder überhaupt liebenswürdigen Persönlichkeiten gegenüber — sagte er zu dem Tiroler Dichter Streiter — dünkte ihm eine bloß schriftliche Expektoration ungenügend, und Briefe seien ihm

immer als Lügen erschienen. Mit ähnlichen Worten schrieb er an den Münchner Dichter Eduard von Schenk, den er bei einem kurzen Besuch in seinem Hause lieb gewonnen hatte, im Jahre 1827: „Feder und Dinte sind mein entschiedenster Haß und ein Brief hat für mich immer etwas, ich möchte sagen, freiselhaftes. Daß man sich dabei besinnt, Worte wählt, das im Vorder Satze gebrauchte im Nachsatze vermeidet, all das ärgert mich und kommt mir wie ein Artefakt, wie ein Verrath an aufrichtiger, wahrer Empfindung vor.“ Ja, in diesem Brief geht er noch weiter und zieht selbst die Aufrichtigkeit mündlicher Aussprache in Zweifel: „Daher spricht sich's selbst bei persönlichem Gegenübersein besser durch Blicke und Händedruck als durch Worte, und wenn man gar (bei Frauen nämlich) den Kuß als höchste Simplifikation und Abbréviation der Mitteilung verwenden kann, so erreicht die Unmittelbarkeit und der Genuß den höchsten Grad. Daher spricht sich's wohl auch so gut zwischen Verliebten.“

Aus dieser schalkhaften Aeußerung springt uns aber gerade Grillparzers auf die unmittelbare Gegenwart und den persönlichen Verkehr gestellte, frisch-urwüchsige, lebensfreudige, Persönlichkeit entgegen. Dieser Mann muß in guten Stunden ein reizender Gesellschafter, ein liebenswürdiger Plauderer, ein anmutiger Causeur gewesen sein. In der That bestätigen diejenigen, die sich seines Umganges erfreuen durften, daß er durchaus kein verschlossener Charakter war. „Schon das Spontane in seinem Wesen brachte es mit sich“ — sagt die Dichterin Betty Paoli von ihm —, „daß er sich im Gespräche unbefangen gehen ließ, aus seinen Meinungen kein Hehl machte und keinen der humoristischen oder witzigen Einfälle, an denen er reich war, unterdrückte.“ Und diese feine Beobachterin, diese weit umhergetriebene Frau, die Welt und Menschen so gut kannte, die durch ihren jahrzehntelangen Umgang in den höchsten Kreisen der Aristokratie auf viele gute Gesellschafter gestoßen sein mag, versichert uns: „Ich habe im Laufe meines vielbewegten Lebens niemanden gekannt, der an Reiz der Unterhaltung Grillparzer überboten hätte. Mit der großartigsten Auffassung des Ganzen verband er einen schier mikroskopischen Scharfblick für das Detail im Charakter der Menschen und der Verhältnisse mit dem unerbittlichen Ernste, der bis an die Wurzel der Dinge dringt — eine schalkhafte

Naivetät, die oft an den Bonhomme Lafontaine erinnerte . . . Grillparzers Liebenswürdigkeit war so groß, daß selbst seine verdrießlichen Stimmungen — und daran fehlte es nicht — etwas von ihrem Gepräge annehmen mußten. Sie entsprang vor allem einer großen Güte." Eine Behauptung, die Emil Ruhs falsche Beobachtung glänzend widerlegt. Und diese Charakteristik wird uns von zahlreichen Gewährsmännern bestätigt. Vor allem von Heinrich Laube, der, nach flüchtigerer Begegnung im Jahre 1833, seit seiner Uebersiedelung nach Wien im Jahre 1849 Gelegenheit hatte, viel mit Grillparzer zu verkehren und der schon 1853 eine vorzügliche Charakter-skizze von ihm entwarf, die er dann auf Grund intimerer Kenntnis und reicherer Materialien immer wieder erweiterte und ergänzte. Mit leicht geneigtem Haupt geht der Dichter still sinnend, fast unscheinbar, unter der Menge dahin. Einen vorübergehenden Bekannten wird er gewöhnlich erst inne, wenn er vorüber ist. „Da fliegt denn eine liebevolle Teilnahme über des Dichters Auge und Antlitz, und die grüßende Stimme klingt weich und angenehm. Redet Ihr ihn an, so habt Ihr den Eindruck, als hättet Ihr ihn gestört und als wäre es ihm viel lieber, wenn er unaufgehalten weiter schreiten könnte. Aber eine wohlwollende Gutmütigkeit gibt ihm ein paar freundliche Worte ein, welche fast zerstreut und einzeln an die Luft kommen. Eine Frage indes, welche über den Alltagssteg hinausspringt, fesselt ihn sogleich, und angenehm lächelnd und das blaue Auge nun frei und völlig ausschlagend, steht er Rede. Jetzt steht der lauschende Dichter mit seinen anmutigen, weiblichen Eigenschaften vor Euch: dies wunderschöne, große Auge ruht klar und lieb auf Euch, und die weiche Tenorstimme verrät ein weiches, anteilvolles Herz. Er versteht so leicht und so fein wie ein geschmeidiger Frauenverstand, er antwortet, wenn er bei leidlicher Gesundheit ist, so plötzlich und schalkhaft wie ein Mädchen, er drückt so unwillkürlich seine Besorgnis aus wie ein weiblicher Mund. Geht Ihr mit ihm und vertieft sich Euer Gespräch, so öffnet sich langsam und immer sicherer und sicherer eine reiche Welt von Gedanken, welche von der naiven Frage fort und fort schreitet zur feinen und tiefen Bemerkung, zur weiten prächtigen Anschauung, welche in Eifer gerät, in Wärme und Stärke, ja in Zorn. Jetzt ist dies sanfte, blaue Auge fest und nachdrucksvoll, das gebeugte

Haupt hat sich erhoben, der Fuß steht still, die Handbewegung und Stimme wird scharf und bestimmt, Ihr hört einen Mann, der nach allen Richtungen genau unterrichtet ist und genau weiß, was er will, was man wollen soll.“ Und Laube vergleicht ihn in der harmonischen Paarung von männlichen und weiblichen Elementen mit Künstlernaturen wie Raphael, Tasso, Racine, besonders mit Tasso, mit dem Grillparzer seit seinen Jugendtagen so oft verglichen worden ist: als ihren Tasso empfahl ihn die sterbende Marie Biquot, die den Dichter heimlich und unglücklich liebte, in ihrem rührenden Testament den Ihrigen zur Fürsorge und Pflege. Und suchen wir im Umkreis seiner Dichtungen nach derjenigen Gestalt, die dieser meisterhaften Charakteristik Laubes am nächsten kommt, so werden wir wieder auf die träumerische, so schwer der Sammlung zugängliche Hero geführt, die liebste seiner Töchter, wie es für Goethe seine Ottilie war, das Leben gewordene Märchen, sein geistiges Abbild.

Ebenso schildert Mosenthal die bestrickende Grazie seines bald wohlwollend, bald sarkastisch lächelnden Mundes, den milden Sternenglanz des im Gespräch belebten Auges. „Erglich Schopenhauer, wenn er seine ironischen Epigramme hinwarf, Thorwaldsen, wenn er weise Gedanken in kurze, monumentale Formen bannte, Ferdinand Raimund, wenn er seinen wehmüthigen Humor spielen ließ; von allen dreien vereinte sein Kopf Motive der Aehnlichkeit. In fast klagendem Ton begann er zu reden, mit Widerwillen von sich und seinen Werken, fast verdrießlich über die Werke anderer, von Politik, Kunst und Theater wollte er nichts gelesen haben, Horaz oder Calderon sei seine einzige Lektüre; aber allmählich vergaß er sich, bewies, daß er alles gelesen, blitzende Geistesfunken beleuchteten alle neuesten Erscheinungen der Geschichte und Literatur, in das Werk eines Jüngers konnte er sich dann vertiefen, es zerlegen und magisch wieder aufbauen helfen, und von seinen eigenen, im Pult seit Jahrzehnten begrabenen Dramen verriet er mehr und mehr, bis der verschlossene Schatz wie durch einen Glasschrein in all seinen Umriffen sichtbar ward.“

Karl von Holtei wieder schildert ihn uns aus etwas früherer Zeit, den ersten vierziger Jahren, im Gasthaus, wie der in seiner Ecke still sitzende, in sich versunkene Mann, vor

sich einen Teller mit Reis und einen „Pfiß“ Landwein, die verschiedenartigsten Elemente, Leute aus allen Berufsarten um sich versammelt, die andächtig auf ihn lauschten, mochten sie sonst noch so widerspenstig sein. „Aber, wie auch sprach er, wenn's gelang, ihn sprechen zu machen. Und wie schwierig er an stummen Abenden! Wie verstand er zu schweigen, das heißt: hörend aufzumerken, teilnehmend die Gespräche anderer zu verfolgen, jedweden zuzunicken, dessen Reden ihm gefielen. Ein vielsagendes Neigen seines Hauptes galt schüchternen Aeußerungen für ein bestätigendes Urtheil.“ Holteis Gesellschaftspflicht sei es gewesen, dafür zu sorgen, daß Grillparzer, der immer als der erste zur Stelle war, nicht zu früh wegginge, „ihn dahin zu bringen und zu beschwazen, daß er den zweiten Schnitt oder Pfiß sich geben ließ. Gelang das, und oft ist es gelungen, dann war er gefesselt, dann blieb er uns bis zum allgemeinen Aufbruch. Wütend allerdings, den Verföhler anklagend, doch in dieser seiner Wut liebeich, wider Willen froh und als echter Hypochonder anmutig, in humoristischen Aufwallungen des Zornes gegen dies und jenes.“

So stellt sich uns Grillparzer als ein Gesprächskünstler ersten Ranges dar. Zwar wehrt er sich, der in seine Träume Versunkene, anfangs immer gegen den Ueberfall durch andere, erscheint zunächst schein, spröde, wortkarg, ja, abstoßend und grob. Laut er aber im weiteren Verlaufe des Gesprächs auf, so wird er zum anregenden, schlagfertigen, geistsprühenden Partner oder zum unterhaltenden Erzähler. Er wird gemüthlich, heiter, kindlich, herzlich, vertraulich. Er lachte laut und gern, und wer ihn einmal lachen gehört hatte, dem blieb der Ton dieses Gelächters unvergeßlich. Die bajuvarische Geradheit und Tüchtigkeit des Wiener's, der von oberösterreichischen Bauern abstammte, die gesunde, volkstümliche Grundlage seines deutschen Wesens kam in derben, wuchtigen Schimpfworten und Flüchen zum Durchbruch. Sein Aerger macht sich Luft in unmutigen Aeußerungen, die sich oft zu kräftigen Schlagern, witzigen Bonmots, ja, zu boshaften Epigrammen zuspitzen. Alle Themen werden in seinen Gesprächen berührt. Fast seine gesamte Welt- und Lebensanschauung kann man daraus konstruieren; über politische Dinge besonders konnte er sich nur im vertrautesten Gespräch mit voller Offenheit und Ungezwungenheit aussprechen. Und

gerade hier trifft er meist den Nagel auf den Kopf. Freilich entziehen sich viele dieser Aeußerungen, die auch heute an Aktualität nichts eingebüßt haben, bis jetzt — in Oesterreich wenigstens — der Veröffentlichung. Unermüdlich erzählt er aus seinem Leben, die Entstehungsgeschichte seiner Werke, die an den Druck oder die Aufführung sich anschließenden Mißhelligkeiten und Verfolgungen, seine Reiseerlebnisse in Italien, Deutschland, Frankreich, England und Griechenland. Es fehlt nicht an Anekdoten und Scherzen, die der Witzige gern wiederholt. Viele seiner Aussprüche machten sofort die Runde durch Wien, wurden zu geflügelten Worten, sind uns von vielen Seiten, oft in freierer Um- und Weiterbildung, überliefert. Eine kleine Blütenlese daraus ließe sich leicht zusammenstellen.

„Es ist nichts schwerer, als sich zu erinnern.“ — sagte er z. B. — „Die meisten Menschen werden am Morgen geboren und sterben des Abends.“ Oder: „Wie sollen wir nach dem Tode leben, wenn wir nicht vor dem Tode lebten?“ Er scherzte: „Die Frauenzimmer sind da, um die Unglücklichen glücklich und die Glücklichen unglücklich zu machen.“ Er nannte den Abbé Stadler, einen zeitgenössischen Komponisten, einen „Notenreiter“, einen Fürsten, der sich in bezug auf Charakter und Neigungen durch völlige Farblosigkeit auszeichnete, „das moralische Loch“, den Michaelsorden, „das bayerische Bierzeichen.“ Von Jenny Lind sagte er ihrer kühlen Natur wegen: „Sie sei zugeknöpft bis an die Zähne“, über Mozarts G-Moll-Sinfonie: „die habe Mozart sicher vor der Erbsünde komponiert.“ Goethes Thoas machte ihm den Eindruck eines taurischen „Hofrats“, und als er bei seiner Pensionierung selbst diesen „Spitznamen“ erhalten hatte, meinte er: „Drei Silberzwanziger wären mir lieber gewesen.“ In früherer Zeit hatte er wohl den Wunsch ausgesprochen, „er verlange nichts als einen dreißigjährigen Urlaub und einen vierzigjährigen Gehaltsvorschuß.“ „Wenn es durchaus sein müsse, daß man ihm ein Denkmal setze“, sagte er im Alter einmal, „so bitte ich, daß man mir eine Reiterstatue setze, denn auf die Unsterblichkeit kann ich noch lange warten, da dürfte ich in Folge des Stehens sehr müde werden!“ Der Komiker Beckmann hatte ein berühmtes Leibstück: einen von ihm erfundenen Klarinettisten Lindenquist mit seinem verstopften Instrument, ein Scherz, der Grillparzer aufs höchste amüsierte: „Bortrefflich! Meisterhaft vorgetragen“, sagte er,

„ganz aus dem Leben gegriffen, solche Kerle heißen so.“ — Er äußerte sich über seinen Kirchenbesuch: „Ich sollte freilich auch öfter in die Kirche gehen — aber ich denk' mir halt, da Gott der Allweise, Allgütige und Gerechteste ist, so wird er doch auch der Allerartigste sein, und da wird er mich doch auch wieder besuchen wollen; weil er einen aber immer nur mit Krieg und Pest und Not heimsucht, so verlang' ich mir den Besuch gar nicht.“ — Er hoffte, trotzdem in den Himmel zu kommen. „Denn wenn ich auch nicht viel Gutes getan habe — Böses auch nichts, und wenn Gott gar so diffizil sein wollt', blieb' er am End' ganz allein mit den zwölf Aposteln, und das wär' doch gar zu langweilig.“ Oder er antwortete, als er gefragt wurde, wie er zu Gott stünde, „wie zwei Leute, die voneinander nichts wissen.“ Berühmt wurde auch sein Ausspruch: „Bei Gott und in Oesterreich ist alles möglich.“

Es war nur natürlich, daß gleich nach Grillparzers Tod solche Gespräche im Druck erschienen. Als erster war Adolf Foglar auf dem Plan, den Grillparzer einst von der Schauspielerlaufbahn abgebracht hatte und der sich später dem Justizdienst gewidmet hatte. Noch bevor die letzten Bände der Gesamtausgabe von Grillparzers Werken im Jahre 1872 erschienen waren, lagen in Foglars getreuer Wiedergabe zahlreiche ästhetische Bemerkungen vor, die dann fast wörtlich auch aus des Dichters eigenen Aufzeichnungen zu Tage kamen. Drei weitere umfangreiche Sammlungen von Gesprächen liegen vor: von dem rührigen L. A. Frankl, von der geistvollen Frau Auguste von Littrow-Bischoff, der Gattin des bekannten Astronomen (ein interessantes Porträt von beiden kann man in der Jahrhundertausstellung sehen) und von dem Dichter Wilh. von Warteneck. Ihnen reihten sich, außer den schon früher erwähnten, Emilie von Vinzer, Ed. von Bauernfeld, Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almásy, Gerhard von Breuning, Robert Zimmermann, Bohrmann, Baronin Josefine von Knorr, Helene Auspiz-Lieben, Hans Hopfen, Otto Brechtler, Josef Lewinsky, Josef von Weilen und manche andere mit wertvollen größeren oder geringeren Publikationen an, die meist in Zeitschriften und Zeitungen verstreut sind. Aus Briefen, Tagebüchern und Memoiren kam weiteres, höchst umfangreiches Material dazu. Diese Gespräche zu sammeln und, chronologisch geordnet, neu herauszugeben, war ein naheliegender Gedanke.

Unser Plan geht aber über die bekannten Sammlungen von Gesprächen Goethes, oder über die im Druck vorliegenden Gespräche Byrons, Bismarcks, Schopenhauers, Herders, Böcklins u. a. hinaus, es wird der Versuch gemacht, wie er gleich umfassend noch für keinen andern Dichter angestellt wurde, außer den Gesprächen im engeren Sinne, auch alle bemerkenswerten Aeußerungen der Zeitgenossen Grillparzers zu sammeln, die sich auf seine Persönlichkeit, auf sein Leben, auf die Entstehung der Werke bis zu ihrem Druck oder ihrer ersten Aufführung beziehen. Die Urtheile über die Werke selbst, öffentliche Kritiken und private Meinungen, sollen später in einer zweiten Reihe von Bänden angefügt werden. Der erste Band vereinigt 21 umfangreichere Gesamtcharakteristiken des Dichters. Im zweiten Band beginnen die Einzelcharakteristiken und Gespräche, zunächst bis 1831. Für die weiteren Bände liegt manche ungedruckte Ergänzung des bereits Bekannten bereit.

Die Mehrzahl des zusammengebrachten Materials stammt aus der zweiten Hälfte von Grillparzers Leben. Mit der kühnen Aufnahme der „Hero“ im Jahre 1831, die einer Ablehnung gleichkam, und noch entschiedener mit dem lärmenden Durchfall des Lustspiels „Weh dem, der lügt“ im Jahre 1838 zieht sich der Dichter vom literarischen Leben ganz zurück; außerhalb Oesterreichs ist er fast vergessen, auch im Wiener Burgtheater wird er von jüngeren, schwächeren Dramatikern, wie Halm, verdrängt und erst später von Laube wieder zurückgeführt; selbst enthusiastische Verehrer, wie Brechtler, schwenken ins Lager Hebbels ab. „Als Mensch unverstanden, als Beamter übersehen, als Poet höchstens geduldet, schlepp' ich mein einförmiges Dasein fort. Ohne Frau, ohne Kind, ohne eigentliches Lebensinteresse“, so hatte er sich in einem wichtigen Brief schon 1827 charakterisirt: das ist der Typus seines Alters. Still, resignirt, wie sein eigener Geist, lebt er für sich selbst dahin; was er schafft, ist nicht mehr für die Gegenwart bestimmt, nur für die Zukunft. Da sitzt er, wie sein Kaiser Rudolf, in seinem Lehnstuhl über seinen geliebten Lope de Vega gebeugt, und ein siebenfach abgestuftes „Allein“ entringt sich dem Munde des Einsamen. Da spricht er, wie dieser über Prag, seinen Fluch über das treulose Wien, um ihn wieder zurückzusaugen und in Segen zu verwandeln. Denn die

wenigsten ahnen in dem gekrümmten, verdrossen dreinsiehenden alten Herrn, der von seinem vierten Stock in der Spiegelgasse nur herabstieg, um im nahen Matschakerhof sein bescheidenes Mittagsmahl einzunehmen, einen der bedeutendsten Geister des Jahrhunderts. So sitzt er auf dem Wiener Denkmal, so steht er auch mir vor Augen: denn wir Gymnasiasten der sechziger Jahre paßten ihm allerdings auf diesem seinem Weg mit Beharrlichkeit auf. Und diese Lebensmaske seines Alters ließ der Dichter der „Libuffa“, des „Bruderzwists“, der „Jüdin von Toledo“ nur in seltenen Weifestunden fallen, wenn er, wie wir darlegten, aus sich herausging, wenn der Geist der Jugend über ihn kam, wenn ihm ins Stocken geratene und halb vergessene Dichtungen, wie die Tragödie „Esther“, wieder vors innere Auge traten. Dann holte er, wie seine Libuffa, die Kräfte der Weissagung wieder hervor, und dann erschien er dem staunenden Hörer wie ein Weiser, wie ein Prophet.

So liegt das Schwergewicht unserer Sammlung in der Zeit von Grillparzers Alter. Viel kärglicher ist unsere Ausbeute für die erste Hälfte seines Lebens, in der sein Charakter sich bildete. Für die frühe Jugend und für die ganze Zeit bis zum Erscheinen der „Ahnfrau“ bleiben wir nach wie vor auf die Selbstbiographie als wichtigste Quelle angewiesen. Nur die amtlichen Dokumente, die Berichte seiner Vorgesetzten über ihn, setzen schon früh ein und ziehen sich dann bis zu seiner Pensionierung hin. In ihnen erscheint der Dichter in einseitiger und nicht immer in der besten Beleuchtung.

Mit dem Augenblick, als Grillparzer mit der „Ahnfrau“ als Dichter hervortritt, mehren sich die äußeren Zeugnisse in erfreulicher Weise. Da vermerkt sich sein Mentor und Freund Schrenvogel jeden Besuch von ihm in seinem Tagebuch und berichtet über das von ihm entdeckte, neue Gestirn an seine Freunde. Von Dresden her drängt sich Böttiger, der alte Ubique Weimarischen Angedenkens, an ihn heran, schnüffelt nach seinen persönlichen Beziehungen und läßt sich von dem sächsischen Gesandtschaftsattachée v. Griesinger alles berichten, was in Erfahrung zu bringen ist, um es als Korrespondenznachrichten in die Blätter zu bringen oder an seine zahlreichen Freunde weiter zu berichten. Die Schauspieler wurden auf

ihn aufmerksam, Sophie Müller, Anschütz u. a.; der Hamburger Costenoble, der über seine Wiener Zeit umfangreiche Tagebücher hinterlassen hat, verzeichnet den Kuliffentratsch; wir erfahren, wie sich der junge Grillparzer gelegentlich laut und ungezogen im Theater benahm, wie er bei der Erstaufführung von Bauernfelds „Fortunat“ die Gegner des Stückes zum Schweigen zu bringen sucht. Freilich auch, daß ihm die Schauspielerin Sophie Schröder nach der Leseprobe des „Ottokar“ begeistert die Hand küßte und dergl. mehr. Auch, wie geschickt er hervorragende Schauspieler zu behandeln wußte, wenn ihm daran lag, daß sie kleinere Rollen, die er dennoch für wichtig hielt, in seinen Stücken übernahmen.

Wollen wir aber Wichtigeres und Wesentlicheres über ihn erfahren, so müssen wir bei den Frauen anfragen, deren vergötterter Liebling der blonde, schüchterne, etwas linksche Anfänger mit einem Schlage ward; besonders die dichtenden Frauen umflatterten den Dichter der „Sappho“; die wohlwollende, Literaturlante Caroline Pichler und ihre Freundinnen Therese Arnner, die Fortsetzerin von Müllners „Schuld“, Marianne von Neumann-Diell, Gräfin Zay, auf deren ungarischem Schloß er einige schöne, bewegte Sommertage verbringt; Helmina von Chezy, die Dichterin der „Corynanthe“, die ihm später in Paris ungeniert einen Schaden an seinen Beinleidern ausbesserte, wozu sie, da die poetische Frau weder Zwirn noch Seide führte, den Faden aus einem ihrer Hüte herauszog, suchte ihn für ihren Sohn, den Literaten Wilh. Chezy, Spindlers späteren Mitarbeiter, zu erwärmen.

Bei Josephine von Berin umgibt ihn gleichfalls der betriebsame Literaturdilettantismus. Josefina von Berhowitz sucht ihn die ihm auf so schauerliche Weise entriffene Mutter zu ersetzen; Henriette von Pereira, geb. Eskeles, die ausgezeichnete Gönnerin Theodor Körners, überträgt ihre Gunst von diesem auf den Gleichaltrigen. Und diese Frauen verstehen es auch, uns die Gestalt des Jugendlichen zu schildern: „Grillparzer war nicht hübsch zu nennen“, erzählt Caroline Pichler, „aber eine schlankte Gestalt von mehr als Mittelgröße, schöne blaue Augen, die über die blassen Züge den Ausdruck von Geistesstärke und Güte verbreiteten, und eine Fülle von dunkelblonden Locken machten ihn zu einer Erscheinung, die man gewiß nicht so leicht vergaß, wenn man auch ihren



Namen nicht kannte, wenn auch der Reichtum eines höchstgebildeten Geistes und eines edlen Gemüths sich nicht so deutlich in allem, was er tat und sprach, gezeigt hätte." Begreiflich, daß er alle Mädchenherzen in Brand setzte; die Tochter der Caroline Pichler, später kurze Zeit die Braut des jungen Prokesch und zuletzt in philiströseren Ehebanden glücklich geworden, schwärmte für ihn; die schon erwähnte Tochter des Sachsen-Weimarischen Geschäftsträgers v. Piquot, der damals das österreichische Privilegium für die Ausgabe von Goethes Werken zu betreiben hatte, verzehrte sich für ihn in vergeblicher Sehnsucht. Aber von all den Frauen, für die er in Liebe entbrannte, und die bis jetzt für uns nichts weiter als verschwundene Schatten sind, deren Bilder wir nicht einmal noch kennen, von der Sängerin Katharina Altenburger, die vielleicht das Urbild der Melitta ist, von der Frau eines seiner Verwandten, Charlotte von Jeker-Paumgarten, der dämonischen Muse der Medea, von der berückend schönen Marie Smollenitz-Daffinger, die neugriechischer Abstammung war, deren Aeußeres für die Hero das Modell hergab, während ihr Wesen eher in dem Charakter der lügenhaften Esther oder der koketten Rahel sich abspiegelt, schweigen unsere Quellen. Auch über seine Herzenskämpfe mit Katharina Fröhlich wissen die Zeitgenossen fast nur vom Hörensagen zu berichten. Dagegen führt uns der erhaltene Briefwechsel der vier Schwestern Fröhlich während einiger Bade- und Konzertreisen in späteren Jahren ziemlich getreu in ihr Familienleben ein und enthält rührende Beweise von Kathis unerschütterlicher Liebe zu ihrem nur allzu wankelmütigen Freund.

Der berühmt gewordene gibt nun der Regierung und ihren Söldnern genug zu schaffen. Wir verfolgen den Leidensweg seiner historischen Stücke, des „Ottokar“, des „Bankban“, — bekanntes, was ich hier nicht wiederhole —; auch einzelne Gedichte erregen Anstoß, er gerät in Gefahr, seine Stelle zu verlieren; unvorsichtige Gasthausgespräche verwickeln ihn in Verhöre und bringen ihm Rügen ein; der anfangs ziemlich lockere, später engere Verband mit dem frivol-zynischen, aber politisch harmlosen Kreis der berühmten Ludlamsöhle zog ihm Untersuchung und Hausarrest zu, er rächt sich durch die schärfste Satire auf das vormärzliche System: „Der Zauberflöte zweiter Teil“, worin der „Königin der Nacht“, in der

man unschwer den Kaiser selbst erkennt, das sarkastische Wort in den Mund gelegt ist, als vom Licht nur geredet wird: „Mir schmerzen die Augen vom Zuhören.“ Metternich oder Sedlnitzky ist als Monostatos karikiert, und der Polizeipräsident Persa, der die Aufhebung der Ludlamshöhle in höherem Auftrag durchführen mußte, kommandiert als Elefant die Tiere aus der Zauberflöte, deren Chor das Stück beschließt:

„Brumm, brumm!
Krumm, dumm!
Schleicht und schnüffelt ringsherum.
Pflöck, Bock,
Haselstock!
Kriegt ein jeder 's Kreuz an' Rock.“

Auch ihn umschnüffelten die geheimen Denunzianten, die Raderer, die Vertrauten, die Konfidenten, deren zahlreiche Berichte an die Regierung der Vorsitzende unserer Gesellschaft in ihrer Bedeutung erkannt und in jüngster Zeit für die deutsche Literaturgeschichte mit großem Erfolg zu verwerten begonnen hat. Und es wirft allerdings ein erschreckendes Licht auf die Verworfenheit der österreichischen Zustände im Vormärz, wenn wir in den Kreisen der Spione auch einem sonst angesehenen Literaten, dem späteren Leiter der ausgezeichneten Zeitschrift „Fris“ begegnen, der 1848 über Grillparzers Arbeit am Bruderzwist zu berichten weiß und seine vertrautesten Aeußerungen über Lenau und Anastasius Grün der Polizei übermittelt.

Die meisten Literaten und Musiker, die Wien besuchten, wissen von ihm zu erzählen. Konradin Kreuzer, ist intim mit ihm und wünscht Operntexte von ihm, einen Ulysses, eine Sidonia, worunter sich vielleicht die Drahomira verbirgt, August Lewald, der Schauspieler A. Klingemann, der Schwede Atterbom, Rückert, der darüber an Platen berichtet, Zelter, der seine Eindrücke Goethe mitteilt, Weber, der dem Schwärmer für italienische Musik als Vertreter der neudeutschen Richtung so unsympathisch war und seinen lauten Protest in Versen und in Prosa herausforderte, der Klavierspieler Moscheles, der, obwohl ein geborener Prager, der Heimat entfremdet war, der betriebsame Kellstab; während andere, denen er begegnet sein muß, wie Dehlesschlager und Tieck, über ihn schweigen;

ändern wieder, wie Kochlitz und Raupach, mag er ausgewichen sein. Der Kreis der Wiener Freunde, der Deinhardstein und Jedlitz, Bauernfeld und Schwind, wurde durch die Literaten aus der Provinz gelegentlich erweitert, so durch Julius Schneller und Leitner aus Graz, Rittersberg und Ebert aus Prag, Alois Flür u. a. aus Tirol.

Auch auf die Reisen jener Jahre nach Italien und Deutschland fällt einiges neue Licht. Es war bisher nicht beachtet, daß er in Rom im Kreis des Prinzen Friedrich von Gotha und der Weimarer Malerin Luise Seidler verkehrte. In der deutschen Malerkolonie in Rom hinterließ er kein gutes Andenken. Julius Schnorr von Carolsfeld wenigstens berichtet, er habe Grillparzer in Rom sehr feindselig und satirisch gefunden; aber auch Grillparzer soll sich nach Schwinds Bericht nicht wenig über die römischen Leute skandalisiert haben. Auf die deutsche Reise komme ich noch zurück. In Weimar war sein Empfang ein glänzender, sein Verkehr mit Goethe ist allbekannt.

Den Mittelpunkt des zweiten Bandes der „Gespräche“ bilden die Mitteilungen über seinen Verkehr mit Beethoven. Hauptquelle dafür sind Beethovens Gesprächsbücher auf der Berliner Königl. Bibliothek, die für Grillparzer zwar schon von Nohl, Thayer, Freiherrn v. Ritz und besonders von Kalischer ausgebeutet waren, die aber dennoch dem neuen Herausgeber noch genug Mühe machten und denen noch einige nicht unbedeutende Resultate abzurufen waren, weniger durch Vermehrung, als durch richtigere Lesung, bessere Datierung und genauere Bestimmung. Sie sind so ungemein wertvoll für uns, weil wir hier das Gespräch selbst — wenigstens den einen Unterredner belauschen können, weil Grillparzers Fragen und Antworten in seiner eigenen Handschrift vor uns liegen. Ein sprödes und schwer deutbares Material bieten sie immerhin; einmal, weil mit dem Verlust einzelner Heftblätter auch wertvolle Teile der Gespräche verloren gegangen sind, dann, weil Beethovens Antworten fehlen und vieles so für uns unverständlich oder zweifelhaft bleibt, dann aber, weil bei Beethovens Ungeduld und Unruhe auch dem Mitunterredner nicht Zeit blieb, alle seine Aeußerungen zu Papier zu bringen; mit begierigem Auge — wie uns Ferdinand Hiller es anschaulich geschildert hat — verfolgte er die Hand des

Schreibers und überfah das Geschriebene mehr mit einem Blicke, als daß er es las. Frage und Antwort decken sich daher nicht immer haarscharf; manches Wort ward dazwischen gesprochen oder geschrien, das uns nun entgeht, und die Gebärdensprache wurde gewiß weit mehr zu Hilfe genommen, als das sonst diesseits der Alpen zu geschehen pflegt.

Viermal kam Grillparzer mit Beethoven zusammen, das erste Mal gegen Mitte Mai 1823 in Beethovens damaliger abscheulichen, dunkeln, rauchigen, höchstens für einen Schuster passenden Wohnung in der Pfarrgasse auf der Laimgrube, das zweite Mal im Sommer desselben Jahres in seiner Landwohnung in Hezendorf, das dritte Mal im Januar 1824 in Beethovens neuer Stadtwohnung, Landstraße, Ungergasse 233; das letzte Mal traf er ihn zufällig im Gasthaus am 8. April 1826. Den Anlaß zu dem Verkehr der beiden Meister gab Beethovens Plan, eine neue Oper zu komponieren, wofür ihm Grillparzer in der „Melusine“ einen Text geliefert hatte. Andere Stoffe, wie zu einer Oper „Drahomira“, zu einem „Macbeth“, zu einem Oratorium „Judith“, zu einem „Christus“ oder „Judas“ wurden erwogen. Um musikalische Dinge dreht sich daher das Gespräch meistens. Das soll hier nicht weiter verfolgt werden.

Wir greifen nur ein paar Aeußerungen heraus, die für unsern Dichter höchst bezeichnend sind. Beethoven beklagt sich darüber, daß er sehr geplagt würde. Grillparzer antwortet: „Wenn Sie erst so geplagt würden wie ich! Ich bin sogar Beamter. Muß jedem Dummkopf nachstehen.“ Beethoven scheint ihn auf Deutschland verwiesen zu haben. „Und doch möchte ich nirgends anders leben“; denn die übrigen Deutschen seien in Pedanterie ertrunken; dort herrsche der Verstand, hier sei Gefühl. Ein anderes Mal drückt er dasselbe so aus: „Ich bin trotz allem halb in Oesterreich verliebt.“ Beethoven beklagt sich über die Zensur: „Den Musikern kann doch die Zensur nichts anhaben“, meint Grillparzer, wie er die Tonkunst auch in bekannten Versen als die freieste, ja die einzig freie der Künste pries:

„Aber du sprichst höh're Sprachen,
Die kein Häschchor versteht;
Ungreifbar durch ihre Wachen
Gehst du, wie ein Cherub geht.“

Er muß aber zugeben: „Wenn man wüßte, was Sie bei Ihrer Musik denken.“ — Einmal kommt das Gespräch auf das Heiraten. Beethoven verhält sich ablehnend. Grillparzer sekundiert ihm, die Begründung spitzt sich zu einem scharfen Epigramm zu, daß auch auf seine Beziehung zu Kathi Fröhlich einiges Licht zu werfen geeignet ist: „Die Geister unter den Weibern haben keine Leiber und die Leiber keine Geister.“ Und wie zur Illustration dieser Behauptung tritt das famose Küchenmädchel ins Zimmer, mit dem Beethoven so unzufrieden war und das später Reißhaus nahm, und der anwesende Schindler, Beethovens Faktotum, verrät uns: „Sie gefällt auch dem Grillparzer.“ Als das Gespräch auf den sonntägigen Kirchenbesuch der katholischen Schuljugend kommt, fällt ein tiefsinniges Wort: „Ein zwischen Mauern eingeschlossener Gott kommt nicht wieder, damit ist's auf ewige Zeiten vorbei.“ Gegen den Plan zu einem Passions-Oratorium wendet er in befremdender Weise ein: „Eigentlich kann man ja Jesus Christus nicht musikalisch ausdrücken . . . Die Musik muß Schmerz ausdrücken, menschlichen Schmerz; wo bleibt da der Gott?“ Nachhaber beim Theater, wie Mosel oder Dietrichstein, scheint er zu treffen mit der vernichtenden Charakteristik: „Sie wollen von keiner Beschränkung wissen und sind die Beschränktesten.“ Von einer andern hochstehenden Persönlichkeit aus demselben Kreis entwirft er das schmeichelhafte Porträt: „Er ist geistreich, aber nur für seinesgleichen. Höchstens noch für Bediente.“

Am merkwürdigsten durch die äußeren Umstände ist wohl die letzte kurze Unterredung am 8. April 1826. So wie die Weinstube von Lutter & Wegener mit ihren berühmten Stammgästen C. L. A. Hoffmann und Devrient zur Kulturgeschichte Alt-Berlins gehört, so die Kaffeehäuser und Gasthäuser, in denen die österreichischen Künstler verkehrten, zur Kulturgeschichte Alt-Wiens. Gegen Ende seines Lebens pflegte Beethoven jeden Sonnabend in Wamers Gasthaus „Zur Eiche“ auf der Brandstatt zu Abend zu essen und Regensburger Bier zu trinken. In einem sehr kleinen und unbequemen Zimmer zu ebener Erde hatte er in einem Winkel sein Tischchen, an das sich aus Respekt sonst niemand setzte. Grillparzer war damals in demselben Bierhaus täglicher Stammgast. Im Vorübergehen setzte er sich auf ein paar Augenblicke zu Beethoven hin, der

den jungen Geiger Karl Holz zum Begleiter hatte. Wie bezeichnend die ganze Umgebung! Da sitzen die beiden größten Männer Wiens im Winkel einer engen Wirtsstube, wie auf einer Insel im Weltmeer, und für ein paar Augenblicke versinkt alles übrige vor ihnen; aber die Wogen der Alltäglichkeit, des Stumpfsinns und der Gemeinheit schlagen an ihre Küste. Im Nebenzimmer tagt eine geschlossene Gesellschaft, ein Ableger der Ludlamshöhle, die einige Wochen später aufgehoben wurde. Ein Schauspieler — „ein Theaterpfeiler“, sagt Holz — gibt den Ton an. „Es wird ein Gespräch zwischen einem elegant gekleideten Lerchenfelder und einer böhmischen Köchin vorgelesen . . . Gemeiner Witz, aber die Zuhörer lachen.“ Pause. „Es fällt ihm nichts mehr ein.“ Scherze, wie sie Grillparzer mitzumachen pflegte, aber dabei immer des marternen Seelenzustandes bewußt, Scherze, die ihn zu Ausrufen zwangen, wie zu dem nach einem Besuch der Ludlamshöhle niedergeschriebenen Notschrei: „Ich will die Gemeinheit abhalten wie ein Gestrandeter das Wasser von seinem lecken Schiffe, solange es geht, und hilft endlich kein Schöpfen mehr, dann spült mich fort, brausende Wellen, mein Tagwerk ist getan.“ Es war Grillparzers schwermütigste Zeit. Er klagt in diesem Gespräch: „Die Zensur hat mich umgebracht“ . . . „Ich bin stumpf geworden“ . . . „Ich habe das Unglück, hypochondrisch zu sein. Das erklärt viel. Meine eigenen Arbeiten machen mir keine Freude“ . . . „Hätte ich den tausendsten Teil Ihrer Kraft und Festigkeit“ . . . Beethoven suchte ihn aufzurichten. „Auf Grillparzer hat es gewiß großen Einfluß, daß Sie ihm heute so Mut zugesprochen haben“, sagt Holz nach Grillparzers Weggang. Wir begleiten den Dichter nach Hause. Er denkt über das Gespräch nach. Er sucht sich nachträglich noch gegen Beethovens Vorwürfe zu verteidigen und seine scheinbare Trägheit zu rechtfertigen, wie ein Jahr später gegen Bauernfeld in dem Gedicht „Rechtfertigung“. Und vor dem Schlafengehen fließen ihm noch die Verse in die Feder, die vom selben Tage datiert sind:

„Schilt mich nicht arbeitscheu und träge,
 Weil ich zum Werke schwer mich rege;
 Dem Manne gleich' ich ganz und gar,
 Der Tonnen Goldes schuldig war;
 Das Ganze konnt' er ab nicht tragen,
 Was sollt' er sich um Groschen plagen!

Auch einen Jäger stell' ich vor,
Mit Kugeln lud er früh sein Rohr
Und geht hinaus durchs tauige Feld,
Dem Hirsche nach sein Trachten stellt.
Der Hase läuft, es fliegt das Huhn,
Er aber läßt die Büchse ruhn;
Stellt nicht den Hirsch sein gutes Glück,
Kehrt ohne Beut' er spät zurück,
Die ändern alle schwer beladen.
Warum hatt' er nicht Schrot geladen?

Raum ein zweites Grillparzersches Gedicht können wir in seiner Entstehung so genau bis auf den Augenblick verfolgen. So beleuchten diese Gespräche, indem sie uns Grillparzer als Menschen verstehen lehren, zuletzt doch auch Grillparzer, den Dichter.

Wenige Monate nach dieser denkwürdigen Unterredung tritt Grillparzer seine Reise nach Deutschland an, die ihn auch nach Berlin führen sollte. Auch über diesen seinen Berliner Aufenthalt vom 5. bis 24. September 1826 erfahren wir aus unserm Quellenwerke einiges Neue, auf das ich zum Schlusse hinweisen will. In den jüdischen Kreisen Berlins hatte man schon früher Teilnahme für Grillparzer gezeigt. So wurde er im Hause Mendelssohn gut aufgenommen. Grillparzer selbst war von der Gesellschaft keineswegs entzückt, wie sein Tagebuch ausweist. Lea Mendelssohn-Bartholdy aber berichtet an Frau v. Pereira nach Wien, daß ihr der Dichter ganz außerordentlich gefallen habe, und daß sie die flüchtige Stunde am Morgen, wo er sie zuerst besuchte, gewiß nicht vergessen werde. „Sein Gespräch ist ebenso gehaltvoll wie natürlich, und ich habe keinen wahrhaft bescheideneren Dichter gesehen. Schade, daß er so leidend aussieht und überhaupt verstimmt, in seiner Lage unbehaglich erscheint. Er hat hier allenthalben einen sehr günstigen Eindruck gemacht. . .“ Barmhagen führte ihn auch eines Spätabends zu seiner Gattin. Grillparzer erzählt in seiner Selbstbiographie, daß er sich, da er sich den ganzen Tag herumgetrieben hatte, müde bis zum Sterben fühlte und sich nur widerwillig in sein Schicksal fügte. „Nun fing aber die alternde, vielleicht nie hübsche, von Krankheit zusammengekrümmte, etwas einer Fee, um nicht zu sagen Hexe, ähnliche Frau zu sprechen an, und ich war bezaubert. Meine Müdigkeit verflog oder machte vielmehr einer Art Trunkenheit Platz.

Sie sprach und sprach bis gegen Mitternacht, und ich weiß nicht mehr, haben sie mich fortgetrieben oder ging ich von selbst fort. Ich habe nie in meinem Leben interessanter und besser reden gehört." Aus einer scheinbar abgelegenen Quelle, aus den Erinnerungen der Goethesfreundin Baronin Jenny von Gustedt, geb. von Pappenheim, erfährt diese Erzählung eine willkommene Bestätigung. Wahrscheinlich traf Grillparzer mit dieser Dame im Hause Ottiliens v. Goethe in Wien zusammen. Er erzählte ihr: Als Rahel hereintrat, „schrak ich vor dem Unlieblichen ihrer Erscheinung zurück und fühlte wenig Trieb zu näherer Bekanntschaft, dennoch blieb ich — ja, ich blieb bis 2 Uhr nachts, und als ich zur Thür hinausging, griff ich bewegt in die Haare und rief: Auf der ganzen Welt hätte mich nur eine Frau glücklich machen können, und das ist Rahel!" Ein Ausspruch, den auch Bauernfeld ähnlich aus Grillparzers Munde berichtet: Rahel sei die einzige Frau gewesen, die er hätte heiraten mögen.

Ob nicht auch hier bald die Enttäuschung eingetreten wäre, wollen wir dahingestellt sein lassen.

Am meisten und am angenehmsten verkehrte Grillparzer während seines Berliner Aufenthaltes im Kreise von vier bis fünf Justizräten, die für sein leibliches Wohl, doch nicht ohne Geistigkeit, sorgten. Einer von ihnen war Mitdirektor des Königsstädtischen Theaters und ein anderer der Vormund der Henriette Sontag, so daß die Liebliche, wie sie Grillparzer nennt, in diesem Kreise höchst selten fehlte. Ich darf daher hoffen, daß der Biograph der Henriette Sontag, Herr Dr. Stümcke, uns diesen Kreis recht anschaulich schildern und so auch die Grillparzerforschung bereichern wird. Der Mittelpunkt des Kreises war Geheimrat Marchand mit seiner vorzüglichen Frau. Das Tagebuch meldet nach einem Vergleich der Berliner und Wiener Geselligkeit: „Einen herzlichern Mann als Marchand gibt es auch an der Donau nicht. Die Unterhaltung übrigens ist hier ungleich geistreicher als bei uns, selbst dem, der sie nicht glänzend will. Eine Tischgesellschaft, die, nachdem sie eine feine Anzahl Rheinweinflaschen überwunden, zu einem Gespräche über die moralische Natur des Menschen überginge, wie dies bei Marchand der Fall war, gibt es in Wien nicht.“ Bei Marchand lernte Grillparzer auch den Justizrat Langerhans kennen, der ihn für den

21. September zu Tisch lud. Er saß neben der Tochter des Hauses, Adeline, später verheiratheten Jacobi. Als dreiundsechzigjährige Frau gratulierte diese Dame dem berühmten Dichter zu seinem achtzigsten Geburtstag und erinnerte ihn an diese für sie unvergeßliche Stunde. Der liebenswürdige Mann hatte dem schüchternen, für seine Werke begeisterten Mädchen Mut gemacht und sie nicht nur gewürdigt, über seine Werke eingehend mit ihr zu sprechen, er ließ sie auch einen Blick in seine Seele tun. Das Mädchen lernte da, daß die, die auf der Menschheit Gipfel stehen, nicht lauter Sonnenschein umstrahlt, daß der Lorbeer auch Dornen hat, und daß manche Rose der Dichtkunst, die uns erfreut, mit dem Herzblut des Dichters getränkt ist. Sie hätte dies der Sappho kaum glauben wollen, denn sie wäunte, so Schönes zu schaffen, wäre Ersatz für alles. Sie sagte dies dem Dichter, sie sprach mit ihm, wie ihr begeistertes Herz es ihr sagte, und der Dichter sagte ihr die Worte, die sie nie vergessen hat: „Wenn man so verstanden wird, ist es Freude zu dichten. Sie haben meinen gesunkenen Mut wieder gehoben und mit neuer Freudigkeit werde ich an mein Werk gehen. Versprechen Sie mir, mein nächstes Werk zu lesen.“

Diese Dame dankte aber Grillparzer, wie sie ihm weiter schrieb, ihr ganzes Lebensglück. Das junge Mädchen hegte damals für einen jungen, sehr interessanten Mann ein Gefühl, das sie für Liebe hielt, und sie wäre ohne Zweifel bald die Braut dieses Mannes geworden. Da sprach der Dichter, an Sappho anknüpfend, über die verschiedenen Arten von Liebe, namentlich über die Liebe mit der Phantasie (die er so gut kannte), und wie manches junge Wesen, durch sie getäuscht, das Glück ihres Lebens verloren hätte.

„Die Worte des Dichters fielen in des Mädchens Seele, sie prüfte ernst und streng; und von den vielen Blumen, die ihre Phantasie um das Haupt ihres verkörperten Ideals gewunden hatte, fiel manche in den Staub, und da sie gelernt hatte, klar zu sehen, sah sie auch Fehler und wurde nicht seine Braut“. Zwei Jahre später erst fand sie in einem andern Mann das Glück ihres Lebens.

Grillparzer hat viele böse Worte über Norddeutschland und die Norddeutschen niedergeschrieben; sie sind erst bekannt geworden zu einer Zeit, da durch die politische Trennung

Oesterreichs und Deutschlands einer viel freieren und gerechteren gegenseitigen Auffassung die Bahn gebrochen war und sich niemand mehr dadurch verletzt fühlen konnte. Wir freuen uns heute aber ganz besonders, in diesem Kreise darauf hinweisen zu können, wie Berlin einen so guten Eindruck auf den österreichischen Dichter gemacht hat, daß er in sein Tagebuch schreiben konnte: „Diese Stadt gefällt mir immer besser, je länger ich mich darin aufhalte; das ist schon ein gutes Zeichen. Wien dürfte auf manchen leicht die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen. Alles hat hier einen Anstrich von Großartigkeit, Geistigkeit und Liberalität, der einem armen Teufel von Oestreicher schon des Kontrastes wegen wohlthut.“ Und der feine Kenner der Wiener Frauenwelt strich vor einer Berlinerin die Segel, indem er der oben erwähnten Adeline Langerhans die Worte ins Stammbuch schrieb: „Warum kann ich nicht selbst hier bleiben statt meines Namens.“



UB WIEN



+AM51733606

